

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1910)

Artikel: Von unserer Sprache
Autor: Loosli, C.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749449>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

X.

VON UNSERER SPRACHE

Als vor einigen Jahren der deutschschweizerische Sprachverein gegründet und ich von lieben Freunden und Bekannten zu dessen Beitritte eingeladen wurde, da hätte wenig gefehlt und ich folgte den Sirenensängen. Denn das Programm, welches damals als werbender Herold in die Welt gesandt wurde, versprach unter vielen anderen schönen Sachen auch den Schutz und die Pflege unserer Volksdialekte. Und seit Jahren hatte ich mich geärgert, dass gerade unsere herrlichen Mundarten gleich einem Aschenbrödel verachtet und, was schlimmer ist, verschandelt wurden. Das schmerzte mich ganz besonders, denn die Mundart ist eine alte Liebe von mir, zu der ich oft und gerne als zu einem Jungbrunnen zurückkehre, dessen erfrischende und stählende Heilkraft mir noch nie versagt wurde.

Und dennoch trat ich dem Sprachverein nicht bei, halb aus Instinkt, halb aus Überlegung. Denn der beredete Herold schien mir zu hinken, und unter seinen wallenden Gewändern schien mir da und dort der pangermanistische Pierdefuß durchzuscheinen und seine Fanfare allzudeutlich nicht bloß gegen unsere westliche Landesgrenze, sondern gegen unsere welschen Miteidgenossen gerichtet zu sein.

Aus diesem Grunde wartete ich ab und schaute zu. Und je mehr ich zuschaute, je klarer wurde mir, dass es der Sprachverein, mehr oder weniger bewusst, auf nichts anderes abgesehen hatte, als auf eine regelrechte Sprachenhatz, auf ein Rassenkesseltreiben gegen die „Welschen“. Ich lernte Leute des Sprachvereins kennen, welche das Wort „welsch“ nie anders als schäumenden Mundes und germanisch so pochenden Herzens aussprechen, dass ihnen die Westenknöpfe abspringen. Und als ich nun vor einigen Wochen in „Wissen und Leben“ den Aufsatz „Sind wir Deutsche?“ von Herrn Eduard Blocher (der, wenn ich nicht irre, der Aktuar und militante Führer des Sprachvereins ist) las, da stellte ich mich vor den Spiegel, sah mich wohlgefällig an und klopfte mir vergnügt auf die Schulter, zu mir selber also sprechend:

„Bist doch ein verdammt kluger Kerl gewesen, dass du dem Sprachverein nicht beigetreten bist. Ich gratuliere!“

Diese Übung harmloser Selbstbespiegelung wiederholte ich täglich so lange, bis der bittere Nachgeschmack des Blocherschen Artikels endgültig verwischt und verdunstet und ich davon wieder gesundet war. Zuerst nämlich hatte ich viel kriegerischere Absichten. Ich wollte nicht geharnischt und gewappnet, aber mit einem tüchtigen Knüppel versehen in die Arena steigen und mich ein bißchen mit unsern Herren Pangermanisten und Sprachhändelsüchtigen auseinandersetzen. Auf gut Berndeutsch, wie es unter Nachtbuben gelegentlich die schöne, altehrwürdige Sitte mit sich bringt. Denn, unter unter uns gesagt, ich kenne auf Gottes lieber Erde nichts, das blödsinniger wäre, als Religions- und Sprachenhader. Und dass man mit Sprachgezänke auch noch unser Ländchen beschmutzen sollte, das wollte mir nicht in den Kopf und machte mich wild.

Allein, gerade zu jener Zeit las ich dem neuen Olympischen Frühling, die dem Hades entstiegene Götter nach dem farbigen Olymp begleitend. Und wie dann der Himmelskönig Uranos erzählte:

Ein schwieriges Geschäft, selbst meinen Mut zu beugen
Geeignet ist: den Minotaurus überzeugen,
Den ewigen Ochsen, der das Himmelsfundament
Tagaus tagein mit nimmermüdem Horn berennt.
Warum? Das weiß man nicht. Aus Dummheit offenbar.
Sechs Stunden täglich schenk ich ihm Belehrung zwar,
Ihm klapp beweisend, dass der Himmel jedenfalls,
Wofern er einstürzt, fällt auf seinen eignen Hals.
Endlich begreift er's, kratzt sich, leckt die Ohren, muht,
Worauf er ungesäumt den alten Unfug tut — — — — —

da trug ich meinen Knüppel in die Küche und hackte ihn klein, denn ich bin kein Himmelskönig, der es mit dem pangermanistischen Minotaurus aufzunehmen vermöchte.

Und wenn ich mich heute dennoch in der Angelegenheit zum Worte melde, so geschieht es wahrhaftig nicht um gegen die Pangermanisten zu kämpfen, sondern um vor ihnen harmlose Gemüter zu warnen. Wenn ich dabei an den Blocherschen Artikel anknüpfte, so geschah es lediglich aus Stilgefühl, denn ich beabsichtige nicht ihn zu widerlegen, sondern etwas festzustellen, das sich bei einiger Überlegung jedem Unbefangenen eigentlich von selbst aufdrängt, weil es furchtbar einfach ist. Nämlich, dass die Sprache nicht ein Kulturinstrument, sondern ein Kultur-

organismus ist. Dass sie sich daher nicht kommandieren und verwenden lässt, sondern sprießt und welkt und endlich stirbt, wenn einmal ihre Stunde gekommen ist. Und dass zweimalhunderttausend Dutzend „teutsche“ Männerbrüste ihr trotz allen Eiferns weder etwas zu geben noch zu nehmen vermögen, denn die Sprache geht ihre eigenen Wege. Ihr Blühen und ihr Welken ist nicht vom Willen ihrer Pfaffen, sondern vom Tau des Himmels und vom Nährsaft der heimischen Erde abhängig. Nicht Menschen schaffen und zerstören Sprachen, sondern Verhältnisse und Lebensbedingungen. Darum ist, was man in pangermanischen Kreisen für die Sprache zu tun vorgibt, nicht für die Sprache, sondern für die Macht, „pour le roi de Prusse“ im doppeltesten Sinne des Wortes getan.

Der schlagendste Beweis dafür ist der Umstand, dass der schweizerische Sprachverein seit dem Tage seines Bestehens rein nichts für die Erhaltung der Mundarten getan hat. Es wäre auch ein müßiges Unterfangen gewesen, denn ihr Zerfall ist unaufhaltsam, die Mundarten überleben sich allgemach. Aber es soll immerhin eine Anzahl Idealisten geben, welche an das Unmögliche glauben und es in guten Treuen zu erreichen suchen. Ich stelle fest, dass der Sprachverein solche Idealisten nicht gezeitigt hat, sondern er predigt uns *deutsche* Kultur und trägt nach seinen schwachen Kräften dazu bei, die *schweizerische*, die für uns einzig wahre, weil bodenständige, darin aufzulösen.

Es bedurfte dieser Förderung nicht; denn auch ohne von aussen kommende Anstrengungen gehen unsere Mundarten dem Verfall und der Auflösung entgegen. Ihre Verinterkantonalisierung ist nicht zufällig, sondern naturgesetzlich begründet. Im Zeitalter florierenden Handels muss man Sprachen haben, die im weitesten Sinne dem Verkehr dienen. Das ist natürliches Bedürfnis. Schriftsprachen müssen's sein, die uns gestatten, mit dem Eskimo ebensogut zu verkehren wie mit dem Kongoneger. Der Zuwachs der Esperantisten vergrößert sich im genau gleichen Maße wie der Abfall von den Mundarten und später auch, passt nur auf, von den Sprachen, welche wir heute noch mit Recht als Kultursprachen bezeichnen. Die Technik hilft mit, diesen Prozess der Zersetzung und Verflachung zu beschleunigen. Jede neue Maschine bedingt ihre eigene sprachliche Terminologie. Und wenn der Emmenthalerbauer

und der Kamtschadale eine und dieselbe Maschine benötigen, so werden Emmenthaler und Kamtschadale sich der Sprache bedienen, welche ihnen die Maschine brachte. Die technischen Neologismen erobern die Welt, man denke an die Bezeichnung des Telegraphen, Kinematographen, Photographen, Heliographen etc. etc., welche sich in kaum veränderter Form ihr Bürgerrecht in allen Kultursprachen erobert haben. Friedlich und ohne Kampf, nur weil die toten Worte einem selbstverständlich lebendigen Begriff entsprechen.

Und nun, offen gestanden, sehe ich nicht ein, warum wir diese Erscheinung bedauern sollten. Unsere Schweizersprachen sind schön, das wissen wir und es gibt wenige Leute, die von dieser Wahrheit so durchdrungen sind wie ich. Aber ich werde ihnen keine Träne nachweinen, wenn sie einmal nicht mehr sind. Ebenso wenig wie ich in das zum allermindesten naive Gejammer einzustimmen vermag, welches das Verschwinden malerischer Volkstrachten, oder die Preisgabe eines Wasserfalles zum Zwecke der Erzeugung von lebenerhaltender elektrischer Kraft bewinselt. Weil mir am Ende das Hemd näher steht als die ganze Ästhetik, und weil ich noch nicht so miserabel von der Menschheit denke, als dass ich zu glauben vermöchte, sie sei nicht mehr imstande, an Stelle des vergehenden Schönen neue Schönheitswerte zu setzen.

„Und das sagt ein Dialektschriftsteller, der vorgibt, seine Mundart zu lieben?!“

Gewiss! Und indem ich in meinem geliebten Emmenthalerdeutsch schreibe, bin ich mir vollständig klar, ein Museum anzulegen. Ich könnte Ihnen wenigstens zweihundert Worte und zwanzig Satzkonstruktionen aus dem Kopfe hersagen, die der Emmenthaler noch vor zwanzig Jahren nicht in sein sprachliches Inventar aufgenommen hatte. Darum rette ich was noch zu retten ist in meine Bücher. Andere machens mit Schuhen und Bestecken und Spinnrädern und Schmucksachen nicht anders, warum soll ich's nicht in der Sprache versuchen?

„Aber, Sie lassen sich doch Heimatschützer schelten?“

Auch das ist richtig! Aber ich habe den Heimatschutz nie als eine antiquarisierende Bewegung aufgefasst, deren oberstes Ziel die Beibehaltung des status quo bilden solle. Neue Werte schaffen, meinerwegen wenn's uns an Phantasie und Schöpfergeist gebricht, indem wir an das Bestehende anknüpfen, aber um

Gotteswillen nur nicht das blühende fröhliche Gegenwartsleben bei lebendigem Leibe mumifizieren!

Ich weiß, dass ich bei vielen meiner geliebten Brüdern im Heimatschutz dadurch in Misskredit gekommen bin. Aber ich freue mich, dass diese Brüder mit ihrer Bewegung nicht zur Zeit des Faustrechtes oder der öffentlichen Hexenverbrennungen eingesetzt haben, denn sonst hätte ich einige Aussichten, geröstet oder erdrosselt zu werden, und ich habe auch nicht die geringste heroische Veranlagung.

Man sehe, dass Gesellschaften, welche sich zum Ziele setzen, Leichnamen Leben einzuhauchen, im letzten Grunde lebensverneinend und darum schädlich sind. Kultur- und fortschrittswidrig!

Die Pangermanisten nicht zuletzt! Denn sie schaffen nicht, denn schaffen heißt neue Werte zeugen. Oder nennen Sie mir auch nur einen Pangermanisten, der die deutsche Sprache um ein gutes deutsches Wort bereichert, oder um eine originelle Satzwendung vermehrt hätte? Der beste Beweis der Lebensfähigkeit einer Sprache sind immer die Werke, die aus ihr heraus geschaffen werden. Solange ein Spitteler unter uns lebt und schafft, ist mir um das Deutschtum nicht bange. Eine halbe Seite von einem unserer guten Schriftsteller hat mehr Werbekraft in sich als zwanzig Sprachvereine, und drei Sätze in der jungfräulichen Mundart eines Meinrad Lienert oder eines Reinhard beweist für die Vitalität der Mundarten mehr als dreihundert Mann, welche sich zum Schutze der Dialekte zusammenrotten und polizeiwidrig gegen die Lebensnotwendigkeiten Front machen, die auch Sprachnotwendigkeiten sind und ein Schlachtgeheul erheben.

Und wenn in einem ehemals deutschen Neste im Berner-Jura oder im Freiburger Seebezirk eine französische Firmentafel auftaucht, oder ein nur französisch sprechender Stationsgehilfe angestellt wird, so ist das noch lange nicht so kulturgefährdend, wie der Geist, der in den Kreisen herrscht, die sich darob allzu sehr entsetzen. Ich schimpfe zwar gelegentlich auch darüber, aber ich schimpfe ohne große innerliche Erregung, denn wenn wir schon Deutsche sein wollen, so seien wir gefälligst lebendige Deutsche, und nicht Philologen, Spracheinsarger und Lockspitzel

gegen eine lebendige Gegenwartskultur, deren herrliche Werte wir nur darum nicht einzusehen vermögen, weil uns vom langen Rückwärtsschauen der Nacken steif geworden ist.

BÜMPLITZ

C. A. LOOSLI



DER BERUF DES SCHRIFTSTELLERS

Von HERMANN HESSE

Wer durch einen der tausend Zufälle des Lebens dahin gebracht worden ist, von einer angeborenen literarischen Begabung leben zu müssen, oder zu können, der mag sich mit seinem zweifelhaften „Berufe“, der keiner ist, abzufinden suchen. Die Tätigkeit eines sogenannten freien Schriftstellers gilt heutzutage, wofür sie in der Weltgeschichte nie gegolten hat, für einen „Beruf“, vermutlich weil sie von vielen, die gar keinen Beruf dazu haben, gewerbsmäßig ausgeübt wird. Tatsächlich scheint mir das gelegentliche, unerzwungen geübte Verfassen hübscher Dinge, deren Gesamtheit man Literatur nennt, keine Lebensarbeit zu sein und den Namen eines Berufes im üblichen Sinne nicht zu verdienen. Der „freie“ Schriftsteller, sofern er ein anständiger Mensch und einigermaßen Künstler ist, hat keinen Beruf, sondern ist im Gegenteil ein Müßiggänger und Privatmann, der eben nur gelegentlich und nach Laune und Gunst der Stunde produziert.

Es fällt denn auch jedem freien Schriftsteller recht schwer, sich in seine zwitterhafte Stellung zwischen Privatier und unfreiem Schriftsteller (das heißt Journalist) zu finden. Einen Beruf zu haben, der keiner ist, macht nicht immer Freude. Mancher steigert, im Bedürfnis nach fortlaufender Tätigkeit, seine Produktion über die Grenzen seiner natürlichen Begabung hinaus und wird zum Vielschreiber. Andere verführt Freiheit und Müßiggang zur Bequemlichkeit, weil eben der Mann ohne Beruf leicht verkommt. Und alle miteinander, die fleißigen und die faulen, leiden an der Neurasthenie und Empfindlichkeit ungenügend beschäftigter, zu viel auf sich selbst angewiesener Menschen.

Davon wollte ich jedoch nicht reden; diese Dinge muss jeder mit sich allein ausmachen. Wie die Schriftsteller selbst ihren sogenannten Beruf auffassen wollen, das muss ihnen selber über-